

# 18. Sonntag nach Trinitatis 2020

## Unser Glaubensbekenntnis Teil 1

Liebe Gemeinde,

hätte Ihnen etwas gefehlt, wenn wir vorhin nicht das Glaubensbekenntnis miteinander gesprochen hätten? Irgendwie gehört es bei uns dazu. Und auch in der katholischen Kirche wird es Sonntag für Sonntag gesprochen – mit einem kleinen Unterschied, auf den ich später kommen werde. Es gibt aber auch Kirchen, die das deutlich ältere und ausführlichere nicänische

Glaubensbekenntnis verwenden, das wir nur an hohen Feiertagen auspacken. Und andere, die gar kein Glaubensbekenntnis im Gottesdienst vorsehen. Für einen gültigen Gottesdienst ist es auch nicht nötig. Dafür reichen Gebet, Lesung aus der Hl. Schrift, Verkündigung und Segen. Und v.a. in der katholischen und orthodoxen Tradition das Abendmahl, die Eucharistiefeier.

Also könnte man es ja durchaus weglassen, oder nicht?

Zumal viele sagen, das könne man doch heute gar nicht mehr mitsprechen. Da steckt so vieles drin, was ein vernünftiger Mensch der Gegenwart so gar nicht mehr glauben kann. Wir sollten es, wenn überhaupt, dann durch neue, moderne Glaubensbekenntnisse ersetzen. Erst vor Kurzem hat mir jemand ein selbstverfasstes Glaubensbekenntnis geschickt, in dem aus seiner Sicht nichts Anstößiges mehr drinsteckte.

Aber wer oder was ist denn eigentlich der Maßstab für das, was wir als Christen glauben? Unsere eigene Vernünftigkeit? Der Zeitgeist?

Mein selbst aus allerlei religiösen Versatzstücken verschiedener religiöser Traditionen zusammen gebastelter Patchwork-Glaube?

Auch die Alten waren sich der Grenzen solcher Bekenntnisse bewusst. Sie sagten: Die Bekenntnisse sind *norma normata* - von der Norm her bestimmt, die Heilige Schrift ist *norma normans* - bestimmende Norm. Also sind die Glaubensbekenntnisse für Christen nur dann verbindlich, wenn sie den Aussagen der Hl. Schrift entsprechen. Warum dann nicht gleich nur die Bibel? Weil keiner alleine fähig ist, all das, was in der Bibel steht, zum einen zu wissen und zum anderen richtig zu verstehen und zu gewichten. Glaubensbekenntnisse wollen das Wesentliche zusammen fassen und griffig machen. Darum hat auch Martin Luther das Apostolikum so geschätzt, dass er es in seinen Kleinen Katechismus, den die Hausvorstände den Kindern, aber auch den Angestellten beibringen sollten, an zentraler Stelle einfügt. Für ihn, der sich sein Leben lang intensiv mit der Bibel auseinandergesetzt hat, war dieser Text eine gute Zusammenfassung des Wesentlichen. Darum sollte ihn jeder auswendig können.

Auch ich lasse meine Konfirmand\*innen bis heute das Apostolische Glaubensbekenntnis auswendig lernen. Weil es auch aus meiner Sicht eine gute Zusammenfassung ist. Aber auch noch aus einem anderen Grund: Weil ich nicht so vermessen bin, zu glauben, dass ich auf meinen eigenen Schultern stehe. Immer wieder wird mir gesagt: Glauben kann ich auch ohne Kirche. Aber das stimmt nicht. Zum einen zeigen Untersuchungen ganz klar, dass der Glaube verdunstet, wenn man versucht, für sich alleine zu glauben. Zum

anderen hätte ich niemals etwas vom Glauben erfahren, wenn es die Kirche nicht gäbe. Ohne diesen Strom von Zeugen über die Jahrhunderte. Ohne Verkündigung, Bibeldruck, Religionsunterricht. Wie hätte das Evangelium ohne die Menschen, die vor mir dafür gebrannt haben, zu mir dringen sollen? Wir stehen als Glaubende in einem Strom von Zeugen und sind selbst Teil davon. Wenn wir gemeinsam das Glaubensbekenntnis sprechen, machen wir uns das bewusst und sagen Ja dazu.

Gleichwohl ist es ein alter Text, der für heutige Menschen wohl ausgelegt werden muss, damit man ihn richtig versteht. Und das habe ich heute und an den folgenden Sonntagen vor.

Los geht's:

„Ich glaube an Gott“ - so beginnt es. Was auffällt: Es beginnt mit „Ich“. Nicht wie das ältere nicänische Bekenntnis mit „Wir“. Offenbar war den Menschen schon im 5. Jahrhundert klar geworden, was dann Luther neu entdecken sollte: Was den Glauben angeht, kannst du dich nicht vertreten lassen. Es reicht nicht, wenn du in einer oder der richtigen Kirche bin. Es reicht nicht, dass du getauft bist und deine Eltern sehr gläubig waren. Gott fragt dich nach deinem Glauben. Das ist wie in einer Beziehung: Wenn dein Partner dich fragt: Liebst du mich? Dann kannst du auch nicht antworten: Ich bin Teil einer Familie, die dich mag, Teil einer menschenfreundlichen Gesellschaft oder was auch immer. Du musst für dich antworten. Gott will hören: „Ich glaube!“ Und da wird schon deutlich, dass dieser Glaube zwei Ebenen hat.

Die eine ist die des Vertrauens. „Ich glaube dir“ ist dann gleichbedeutend mit „Ich vertraue dir. Ich lasse mich auf dich ein. Ich vertraue dir mein Leben an. Ich setze darauf, dass du es gut meinst mit mir“. Hier ist der Glaube das Vertrauen als Basis einer Partnerschaft. Diese Art von Glauben braucht man ständig. Ob ich zum Arzt gehe oder mir einen Gebrauchtwagen kaufen möchte: Ohne solches Vertrauen geht es nicht. Und schon gar nicht in Beziehungen, insbesondere auch in der Beziehung zu Gott. „Ich glaube an Gott“ meint also zuerst: „Ich vertraue dir, Gott“. Aber natürlich heißt es noch mehr. Denn wem ich vertrauen soll, von dem muss ich erst mal etwas gehört haben. Vielleicht haben andere gesagt: Zu dem Gebrauchtwagenhändler kannst du gehen. Mit dem habe ich gute Erfahrungen gemacht. Oder man hat im Netz die Beurteilungen von anderen über einen bestimmten Arzt gelesen. Und dann kommt der nächste Schritt: Ich gehe hin und mache meine eigenen Erfahrungen, was mein erstes zaghaftes Vertrauen dann entweder bestärkt oder auch infrage stellt.

Im Glauben sind wir erst recht und ganz entschieden auf das angewiesen, was wir über andere hören. Was Zeugen und Menschen mit einem besonderen Draht zu Gott uns berichten. Schon der Gedanke, es könnte so etwas wie einen Gott geben, kommt uns nicht von alleine. Um die Welt zu erklären, um unseren Alltag zu bewältigen, brauchen wir die Vorstellung eines Gottes nicht. Heute weniger denn je. Aber täuschen wir uns nicht: Es gab schon in der Antike Menschen, die den Glauben an einen Gott abgelehnt haben, wie der Philosoph Demokrit z.B. und andere.

Also wird es im Glauben nicht ohne Inhalte gehen. Ich glaube

immer auch „an etwas oder jemanden“. Und der erste Inhalt im christlichen Glauben ist „Gott“. Ich glaube, dass da ein Gott ist. Auch wenn ich ihn nicht sehe, zumeist wenig von ihm spüre und vieles im Leben gegen seine Existenz zu sprechen scheint. Trotzdem halte ich daran fest: „Ich glaube an Gott“. Und damit positioniere ich mich. Damit unterscheide ich mich bewusst von Menschen, die sagen: „Ich glaube nicht an Gott“. Deswegen kann ich durchaus ein gutes Verhältnis zu solchen Menschen haben und nichts gibt mir das Recht, ihnen die Köpfe einzuschlagen, weil sie nicht an Gott glauben. Aber an diesem Punkt unterscheiden wir uns und sehen die Dinge anders. Ich unterscheide mich auch von Menschen, die an viele Götter glauben, wie im Hinduismus. Auch wenn das zum Teil vielleicht sehr spirituelle Menschen sind. Aber ich glaube nur an einen Gott. Weil es Gott aus meiner Sicht nur einmal geben kann.

Aber damit sind wir bei der Frage: Was meinen wir eigentlich, wenn wir „Gott“ sagen? Was soll man sich darunter vorstellen? Ist das ein menschenähnliches Wesen mit langem Bart, das auf einer Wolke sitzt? Ist Gott das höchste Gute, wie in der antiken Philosophie gesagt wurde? Der Urgrund des Seins, wie man später sagte? Das, was uns unbedingt angeht? Hat Gott ein Gesicht? Ist er Person oder Urenergie?

Wenn wir als Christen von Gott sprechen, sollten wir uns an dem orientieren, wie Jesus von ihm gesprochen und mit ihm gelebt hat. Und da fällt auf, dass er sich zunächst voll und ganz in seine jüdische Tradition hineinstellt. Dem Schriftgelehrten, der ihn nach dem höchsten Gebot fragt, antwortet er: „Höre, Israel, der Herr,

unser Gott, ist der Herr allein, und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit all deiner Kraft« (5. Mose 6,4-5)“. Das ist das berühmte „Schema Jisrael“ - „Höre Israel“, das jeder Jude auswendig zitieren kann. Das auf Pergament geschrieben in den Mesusas steckt, den Schriftkapseln, die bei frommen Juden bis heute an den Türpfosten hängen und beim Betreten oder Verlassen des Hauses berührt werden. Jahwe allein ist Gott, so wird hier bekannt. Es gibt keinen anderen Gott außer ihm.

Nun spräche nichts dagegen, dass dieser alleinige Gott ein missgünstiges Wesen wäre, ein drohender und zerstörender Gott. Ein Gott, der Unterwerfung fordert und Angst macht. Aber schon in der jüdischen Geschichte wird klar, dass Gott zuallererst ein befreiender Gott ist, der den Weg seines Volkes in großer Geduld mitgeht. Ein Gott, der die Beziehung zu seinen Menschen sucht und von ihnen geliebt werden möchte. Und diese Liebe sollte sich z.B. in der Einhaltung seines guten Willens für die Menschen äußern, im Befolgen der Tora, der göttlichen Weisung.

Mit der Zeit hatte sich das Bild von Gott aber stärker zu einem Gehorsam verordnenden und eher kleinlichem Gott gewandelt. Was dagegen an Jesus auffällt, ist sein unmittelbares und liebevolles Verhältnis zu ihm. Er nennt ihn „Abba“ und lehrt seine Jünger, ihn so anzusprechen. „Abba“ - das bedeutet „Lieber Vater“ oder „Papa“. Das sei sein eigentliches Wesen, meint er. Und er illustriert dieses „Papa-Sein“ Gottes im Gleichnis vom verlorenen Sohn oder vom barmherzigen Vater. Da wird Gott mit einem überaus gütigen Vater verglichen, der seinen Sohn ziehen lässt, auch wenn ihm dabei das

Herz bricht, weil er weiß, dass es im Unglück enden wird. Und der dann, als der Sohn voller Reue zurückkehrt, ihn ohne Wenn und Aber in die Arme schließt und ihn in seiner Nähe willkommen heißt. Und genau das ist seither für uns Christen die erste und entscheidende Aussage über Gott: „Ich glaube an Gott den Vater“. Das ist die Überschrift über unserem Glauben. Alles Folgende illustriert dieses „Vater-Sein“ Gottes nur noch.

Nun höre ich schon die Einwände. Wieso Vater und nicht Mutter? Was ist mit Menschen, die aufgrund ihrer Erfahrungen ein ganz negatives Vaterbild haben?

Hier gilt es aufzupassen. Ich bin mir sicher, dass Jesus keine Überordnung der Männer über die Frauen wollte. Dagegen ist er gerade in revolutionärer Weise angegangen und hatte auch Frauen in seiner Jüngerschaft. Völlig einzigartig damals. Als er gefragt wird, wie es mit Mann und Frau im Himmel ist, sagt er: „In der Auferstehung werden sie weder heiraten noch sich heiraten lassen, sondern sie sind wie Engel im Himmel“. Also wie Gott, der oberhalb der Geschlechter steht. Geschlechter braucht es in unserer irdischen Welt für den Fortgang der Geschichte. In der Ewigkeit und in Gott sind sie nicht mehr nötig. Von daher hätte er Gott genauso gut mit „Mama“ anreden können und er kannte gewiss auch die Stelle aus dem Jesajabuch (66, 13): „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet“. Aber nachdem wir nur in analoger Weise von Gott sprechen können, also indem wir uns Verständliches und Anschauliches auf ihn übertragen und dabei aber immer hinzudenken: Es ist so ähnlich, aber doch wieder ganz anders, darum musste sich Jesus entscheiden und hat sich damals für

„Papa“ entschieden. Heute würde er vielleicht „Mama“ vorziehen, wissend, dass auch das nicht wirklich trifft.

Und was das andere angeht: Ja, leider gibt es das, dass Menschen ganz furchtbar negative Erfahrungen mit dem Vater gemacht haben. Aber auch sie sind fähig sich vorzustellen, wie ein idealer Vater sein könnte. Darum dürfte es für die meisten kein Problem sein, Gott mit „Vater“ oder gerne auch mit „Mutter“ anzusprechen.

Soviel für heute. Das nächste Mal wird es um die Allmacht Gottes gehen und die spannende Frage: Wie können wir heute noch von Gott dem Schöpfer sprechen? Ist das nicht ein Widerspruch zu unserem modernen, naturwissenschaftlich geprägtem Weltbild?

AMEN